

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 291. Ich hen Ihre in mein letzte Schreibbrief e wenig von meine Buwe geschriwe un wie die mich oft so bös mache un wie ich se e diefente Dauntastung gewese hen. Se wer'n dabei genohstigt hen, daß mich die Dauntastung nit viel gut gedahn hot un ich denke die Buwe auch nit. So viel is e schures Ding, daß ich gedent hen, meine wäre die allerchlechte Buwe wo es an die ganze Welt gewese deht. Den anneren Obend sin ich zu e Ladtschmietung gewese un wie die Mietung inwoer war, do sin mer noch for e Kopp Kaffee da gebliwene. Do hen mer dann so wie es bei Lehdies der Steil is, getast. Zuerst hen mer die Männer inwoer die Rohle gepulst, bitals jeder Mann is ja so voll von Fohltis, daß mer e ganze Buch inwoer ihn schreibe kann un dann sin mer so bei un bei zu die Kids inwoer gewest. Jede von die Lehdies hot inwoer ihre Kids komplent. Die Missus Rudelmüller hot gesagt, sie wollt kemer sehn Meedercher rehs wie ein Buch, bitahs das wäre in die bester Kontrie die toffte Runne, wo es gewese deht. Die Missus Schlemmahn hot gesagt, sie könnt auch e Liebche von Buwe sige. Die Feger wäre so fässig un so nidsnuzig un se wäre die größte Storiester wo es nur an die Welt hätt. Den Weg hot jede von die Lehdies e Storie zu verzhäle gehabt un ich hen gewunnet, daß se all so wenig von ihre Buwe denke dehte. Ich hen gedent, ich müßt doch schand un ehrenhalber auch e paar Worte an das Sobhscht sage un hen dann gestort: „Ich hen ganz die nämliche Oppinier, meine Buwe die hen mich schon putinier halb doht gärgert.“ Das war all was ich hen sage könne. Wie in e Kobrus hen die Lehdies all zu die nämliche Zeit getast: „Well, hen se gesagt, Sie hen doch gewis kein Kads zu tade. Sie hen doch die beste Buwe, wo mer sich nur denke kann un wann meine so wäre, dann deht ich mein kleine Finger for hergewe. Ihre Ihr Buwe sin kleine Schentelmanner, weil ich hen in mei ganzes Leve noch keine diefentere oder poleitere Kids gesehn.“

Missus Edithor, ich hen zuerst gar nit gewis, was ich aus den Taht mache sollt. Ich hen mich gefragt, wolle se dich nur suhle, obder wolle se dich nur Säh gewese, for daß du nit so schlecht fühle duht, anwoer so bei un bei hen ich doch ausgefunne, daß se in dett Ernst gewese sin un ich tann Ihre sage, daß ich do arig schip gefühlt hen. Se mehr ich do drinwer nachgedent hen, desto klierer hen ich sehn könne daß die Lehdies gar nit so viel aus den Weg gewese sin, jehs ich hen die Sättisfächchen gehabt, daß se sogar ganz recht ware un daß meine Buwe auch wirklich seine Felsersch sin un do hen ich so praut gefühlt wie nur e Mutter fühle tann. Am nächste Morgen, do sin ich schon in guter Zeit los geschome un wisse se warum? For Kritikpresents for die Buwe zu laufe. Zester ich hen mein Meind uffgemacht, daß so lbes epriechschietet wer'n muß. Der Philipp, was mein Hosband is, den hen ich von meine Intenzen verzhält un er hot gesagt: „So sin die Wimmenfohts, zuerst sin es die schlechte Buwe an Kellerd un wann mer e Wort in ihr Fehwer sagt, dann merd mer dauntast, for sehr; wann es anwoer annerer Viebels sage, dann wird es als die Wahrheit angenomme un jedes Wort geglaubt. Zuerst kriegt die Buwe gar keine Presents un dann kriegt se all was se wolle un noch mehr dabei. Ruffst du das den richtige Weg? Duht mer nit in den Weg die Kids speule? Ich meine, es is dett rong, anwoer off Kohrs ich verstehn ja in so Sache nids.“

Sell, hot widder so en Stäbb sein solle, anwoer ich hen gar nids zu gesagt. Ich hen bloß gesagt, er sollt mich in Friede losse un sollt mich Geld gewese for mei Schapping zu duhn. Das Rehe von die Buwe, das war mein Vihne un so weit hätt ich ja auch noch keine schlimme Erfahrungen gemacht. Wann du anwoer auch dein Part dazu beitrage willst, hen ich gesagt, dann geb du die Buwe emol e gutes Etzempel un lauf nit jeden Dag eins bis mehrere male in den Saluhn. Voh dich auch als emol Obends in deine Familie sehn, un ich sin schuhr, dann wer'n auch die Buwe besser edwehnet mit dich un wann du Gnid host, dann meinde se dich auch wann un dann emol. So, ich denke, das werd for e Weil halte. Mitaus e Wort zu sage, hot er mich alles Geld gewese, was ich gefragt hen un dann sin mer zusamme fort. Er is zu den Wedesweiler un ich sin in die Stohrs gange. Do tann mer sehn, was meine Worte für eine Impreschen an ihn gemacht hen. O, ei tell juh, der Philipp is wie en rehgeiler alter Mjuhl, was er emol in sein dumme alte Kopp hot, das bleibt drin. Wenn ich nit so for alles ausgude deht, wei, dann hätte mer schon lang in Wäntruppie gehn könne. Anwoer for ein Ding sin ich froh, daß ich wenigstens jehz ausgefunne hen, daß ich gute Buwe hen; do tann mer sehn, wie mer en Mästehl mache kann, daß ich hätt druff geschwore, daß meine die nidsnuzigste Feger wer'n, wo es an die ganze Welt hat; anwoer wann einem von fremde Leut so bbes gesagt werd, dann kann mer doch dran diepende. E gute, treue Mutter sieht halt manchmal so ebbes in ihre blinde Liebe nit. Mit beste Riegarbs

Yours
Lizzie Hanfstengel.

Im Gartenrestaurant.
Einsammler: „Für die Musik, mein Herr!“
Gast: „Ich gebe nichts; (als sich der Einsammler entfernen will, gutmütig) aber spielen Sie nur ruhig weiter, mich stört's nicht!“
Häuslich.
„Du kommst immer so spät nach Hause, Emil; ich habe Dich wochenlang nicht mehr gesehen!“
„Aber Papa, wenn Du mich sprechen willst, dann komm' doch einfach Mittwoch's in unsern Klub!“
Bisfitz.
„Warum habt Ihr denn einen Polizeidiener genommen, der stottert?“
„Das hat seinen guten Grund! Bis der die Polizeistund' austrifft, können wir immer ruhig noch eine Salbe trinken!“
Die richtige Adresse.
Fritz: „Herr Doktor, Sie möchten mal schnell zu meinem Vater kommen!“
Doktor: „Da bist Du falsch, mein Junge, ich bin Thierarzt!“
Fritz: „Ganz richtig! — Mein Vater hat doch auch einen Affen!“
Protest.
Wirtschasterin: „Wissen Sie, Herr Müller, das Schimpfen habe ich nun satt. Sie thun ja gerade, als ob wir miteinander verheiratet wärent!“
Die Reisbare.
Arzt: „Also, wenn Ihre Frau wieder einen Ohnmachtsanfall bekommt, so bespritzen Sie sie mit kaltem Wasser, hören Sie, mit ganz kaltem Wasser, und dann —“
Ehemann (einsuffelnd): „mache ich mich schleunigst aus dem Staube.“

Die Orientalen beim Gasa-Spiel.
In keinem Lande der Welt führt der Spielteufel ein so zügelloses Regiment wie im Orient; seine Opfer sind zahllos, und sein Gefolge besteht aus Millionen ohne Unterschied in Rang und Stand, in Nationalität oder Bekenntnis. Am Spielteufel finden sich die Mitglieder des vornehmsten Highlife mit Lumpen zusammen, die, ohne Stellung, nur von Gaunerei und vom Spiel leben, sie reichen sich die Hände, vorausgesetzt, daß diese mit Gold und Bantnoten gefüllt sind. Das Gasa-Spiel überbrückt hier alle Stände- und Bildungs-Unterschiede, verwischt die gesellschaftlichen Grenzen, und in der leidenschaftlichen Habgucht, die das Gasa-Spiel entfacht, springen die Spieler nur zu leicht von den „feinen Tricks“ über zum „corrigere la fortune“.

Wenn in Monte Carlo, Spa und in anderen öffentlichen Spielhöhlen in jedem Jahre viele Millionen umgesetzt werden, so dürfte der Spielteufel allein in Konstantinopel zum mindesten die gleichen Summen in mehr oder weniger öffentlichen Feur ins Rollen bringen, obwohl jede Art Gasa-Spiel hier streng verboten ist. Der Levantiner, hoch und niedrig, Erzellenz wie Lastträger, kennt keine andere gesellschaftliche Unterhaltung, bei der man sich wirklich amüsieren könnte, als das Spiel, und die edle Weiblichkeit übertrifft fast in dieser Leidenschaft das starke Geschlecht. Aber auch eine Unmenge Europäer hat sich von den Levantinern ins Schlepptau nehmen lassen. Man spielt in allen Klubs, man spielt in fast allen Privathäusern, in fast allen Familien, man spielt in den Kaffee- und Bierhäusern, man spielt auf den Lokaldampfern — kurz; überall wird gespielt, und zwar nur um des materiellen Gewinnes wegen. Die Unterhaltung ist dabei Nebensache. Ein Spiel, bei dem kein Geld zu gewinnen ist, hat keinen Reiz und ist langweilig für die Levantiner. Auf der Straße, auf Bahnhöfen, in Gärten und an sonstigen öffentlichen Orten laufen mitberwerbliche Individuen herum mit kleinen Säcken, in denen sie Zettelchen, beschriebene mit den Zahlen von 1—200, herumtragen, aus denen die Spieler so und so viel Nummern ziehen können zu einem Pfaster — etwa 4 Cents — die Nummer, um einen Hummer, ein Paar geschlossene Vögel, einen Hasen oder dergleichen zu gewinnen. 20 Nummern, die der Spieler vorher bestimmt, gelten für ihn, 180 Nummern für den „Bankhalter“. Die Hummer, Vögel, Hasen usw. sind aber nur das Ausschmücksel für diese „harmlose Lotterie“, in Wirklichkeit geht es um Baargeld. Steht ein Zug der Lokalbahn auf einem Bahnhof des Vorortverkehrs, so läuft der Lotteriemann mit seinem Säckchen von Coupe zu Coupe, und jede Minute Aufenthalt wird noch schnell zu einem Zeichen benutzt. Im Sommer während der Fahrt mit den Lokaldampfern, mit denen die Herren von Pera, Galata und Stambul aus in die Sommerfrischen am oberen Bosphorus und besonders nach den Bringeninseln im Marmarameere zurückkehren, werden in den Kabinen Poker, Backarat und ähnliche „anfandige“ Spiele gespielt zu so hohen Points, daß während der einstündigen Fahrt vom einzelnen Tausende gewonnen oder verloren werden. „Es ist so gut wie nichts herausgekommen; X-Pasha hat 125 Pfund bezahlt“, antwortete einmal ein junger Levantiner, der kaum 10 Pfund im Monat verdiente, seinem Freunde auf dessen Frage, wie die Partie Poker in der Kabine während der Fahrt verlaufen sei. Die Türken haben seit jeher gern harmlose Spielen gemacht, so besonders das beliebte Tric-Trac; auch wohl ein kleines Würfelspiel, Damenbrett, Mühle u. a. m. wurde und wird immer in türkischen Kaffeehäusern und an sonstigen dazu geeigneten Plätzen gespielt. Das Gasa-Spiel mit Karten ist bei den Türken erst eine Erfindung der neueren Zeit, die sie in erster Linie den Levantinern, besonders den Griechen verdanken. Und vielen reichen und vornehmen Türken, die sich meist mit wahrer Wuth dem Spielteufel ergeben, kostet diese Passion ihr ganzes, zuweilen nach Millionen zählendes Vermögen. Die eleganten levantinischen Lumpen, die oft keinen Fennig in der Tasche und kein Stück Brot zu essen hätten, wenn sie sich nicht ins Joch des Spielteufels spannten, sie leben von dem zum Spiel verführten Türken und nur zu oft von den europäischen Diplomaten, die kolossale Summen in den vornehmen Klubs in Pera an die Levantiner verlieren, die davon elegante Wohnungen, Equipagen und dergleichen halten. Die hier täglich am Spielteufel geopferten Summen bestehen, wie gesagt, oft in dem ganzen Vermögen des Spielers, der davon die Gattin und die Kinder ernähren sollte. Ein bekannter Rechtsanwält führte in Konstantinopel vor dem gemischten Handelsgerichte einen großen Prozeß, der sich zwei und einhalb Jahr hinzog. Das Rechtsanwalts-honorar war für den Fall des Gewinns auf etwa \$10,000 festgesetzt. Ein türkischer Richter, dem diese Thatsache bekannt war, beglückwünschte drei Tage, nachdem der Prozeß endgültig gewonnen war, den Advokaten dazu, daß er nun endlich nach so langer, schwerer Arbeit seine \$10,000 bekommen habe. „Mein Lieber“, antwortete der Rechtsanwält, „gestern Mittag erhielt ich meine \$10,000, gestern Abend verlor ich sie beim „Poker“ im Klub und dazu weitere \$5000, die ich noch heute forgen muß, um sie bezahlen zu können.“ Ein Mitglied des diplomatischen Korps verließ vor einigen Jahren heimlich Konstantinopel auf Nimmerwiedersehen, nachdem er sein bedeutendes Vermögen verspielt und obenein eine Unsumme auf Kredit verloren hatte, die er nicht bezahlen konnte. So manche Herren aus der Diplomatie haben in den Klub von Pera ihre Vermögen und ihre Karriere eingebüßt! Wie Raubthiere auf ihre Beute, so löwern die „vornehmen“ levantinischen Spieler auf die neuen Ankömmlinge des diplomatischen Korps, die „ehrenhalber“ Mitglieder der Klubs werden und sich von den levantinischen Spielern rupfen lassen müssen. Bedeutend harmloser als diese Klubs sind die jämmerlichen Spielhöhlen, die als Anhängsel der elenden Zingel-Rangel in Pera und Galata mit einem Bankkapital von 500 bis 800 Dollars ihr Dasein fristen und wo in jeder Spielhölle etwa zwölf Scheinpieler als Schleppe für 25 Cents pro Nacht angestellt sind, und in denen jeder eintretende Fremde mit einer Zigarette und, sobald er \$5 verloren hat, mit einem Glase Bier bewirtet wird. Hier wird nur Roulette gespielt. Diese Roulettes sollen aber, wie eine Dogge auf den Mann, auf die von ihrem Herrn befohlenen Nummern dresirt sein, d. h.: es wird der Spieler direkt betrogen, indem der sehr geschickte Bankhalter durch irgendeinen Trick die Roulette-Kugel auf jede beliebige Nummer einspringen läßt. Zwar sind diese Spielhöhlen auf das strengste verboten, aber gegen eine bescheidene monatliche Abgabe an der maßgebenden Stelle wird für jede Spielhölle je ein Polizist kommandirt, der die ganze Nacht hindurch vor der Thür des Lokals sitzt, um — den Gästen zum Eintritt die Thür zu öffnen!

Das widerwärtigste Bild jedoch von allen Spielen bietet das Gasa-Spiel in den Familien! Schon des Morgens, noch unfrisiert und im Schlafrock, kann man Mütter mit ihren Kindern, Wirtschaftsgeld gegen Taschengeld, Karten spielen sehen. Wobens kommt der Vater aus dem Geschäft dazu — er hat noch ein paar Gäste eingeladen, und die Hausfrau sorgt eifrig dafür, daß alle Gäste am Spielteufel Platz finden! An die Bewirtung ihrer Gäste denkt sie ebensovienig wie der Hausherr. Buntfächer als zu den „langweiligen“ musikalischen oder Tanz-Abenden erscheinen die Gäste zum Theil! Ein flüchtiges „Guten Abend!“ — und schon sitzt alles am Spielteufel. Im Rebenzimmer kommt die Jugend zusammen. Mit Verachtung wird das junge Mädchen oder der junge Mann gestraft, der ein Gesellschaftsspiel, Pfländer- oder Scharaden-Spiel vorschlägt — „Karten her!“ Schreien die jarten Mädchenstimmen — „Karten! Karten!“ brüllen die jungen levantinischen Laffen. Sie wollen spielen; sie wollen sich untereinander den jämmerlichen Monatsgehalt von 20 bis 25 Dollars abnehmen, und die jungen „Damen“ wollen gewinnen, mit der festen Absicht, etwaige Verluste nicht zu bezahlen, höchstens mit einem Küßchen hinter der Portiere beim Adieu-Sagen auszugleichen.

Entstehung der Eisenbahnschienen.
Schon die alten Griechen und Römer — und früher noch die Aegyptier — bedienten sich in Stein gemeißelter, sorgfältig geglätteter Gelse, um die Räder der Fuhrwerke auf glatter Bahn rollen zu lassen. Die Anlage derartiger Kunstgeleise hörte allmählich auf, als das sich ausbreitende römische Reich zur Fortbewegung seiner Heere breiter Bahnen bedurfte. Erst der deutsche Bergbau griff die Idee der Spurbahn wieder auf, doch benutzte er statt in Stein gegräbener Kanäle hölzerne Bohlen, über welche die schwer mit Erz beladenen Karren durch Menschenhände bergauf geschoben wurden. Die älteste Beschreibung solcher Grubenbahnen findet man in einem lateinischen Werk, welches der kurfürstliche Bürgermeister Agricola in Chemnitz schrieb und das 1557 ins Deutsche übersezt wurde. Auch die Anwendung des Eisens beim Bau der Spurbahn in den deutschen Bergwerken wird bereits im 16. Jahrhundert erwähnt. Von da gelangten die Spurbahnen nach England, welches später auf dem Gebiete der Beförderungswesens die Führrolle zu übernehmen bestimmt war.

Allmählich ging man dazu über, die ausgefahrenen Furchen mit hölzernen Bohlen zu belegen, wodurch der Transport der Lasten erleichtert wurde. Aus einem damals geschriebenen Werke ist zu entnehmen, daß an die Bohlen dünne Stäbe von Schmiedeeisen genagelt wurden, welche den Namen Reibeisen trugen. Wehlich wurden im Jahre 1716 in England dünne Platten aus geschmiedetem Eisen an hölzerne Langschwellen genagelt, um deren rasche Zerstörung vorzubeugen. Da aber zu jener Zeit das Schmiedeeisen nur in kleinen Mengen zu haben war, so dachte man

an ein Aushilfsmittel, und ein Spiel des Zufalls sorgte fördernd für die weitere Entwicklung. Infolge einer mächtigen Krisis gingen nämlich 1767 die Eisenpreise so sehr herunter, daß in den Eisenwerken große Mengen Gußeisen vorrätig waren. Um sie nicht nutzlos liegen zu lassen, versiel Reynolds, der Mitbesitzer der großen Werke Colebrookdale, auf den Gedanken, das erzeugte Eisen in Form fünf Fuß langer Platten zu gießen und an Stelle der Langschwellen so in der Spurbahn zu befestigen, daß deren muldenförmige Oberfläche in Straßenhöhe zu liegen kam. Man gedachte, diese Platten wieder herauszunehmen aus der Bahn, falls die Eisenpreise steigen sollten. Die Gußeisenschienen verblieben aber im Gelse, weil man inzwischen eine Erfindung gemacht hatte, welche es ermöglichte, brüchige Platten weiter zu verwenden. Man tam nämlich auf die glückliche Idee, das Gewicht eines großen Wagens auf mehrere kleine zu verteilen, wodurch der Druck auf die Schiene verringert wurde. Von da ab brachen die Schienen nicht mehr unter der Last des rollenden Materials. Das Jahr 1767 kann daher als das Geburtsjahr der eisernen Schiene gelten.

Diese „scantlings of iron“, wie die ersten Schienen benannt wurden, waren etwa 3 Fuß lang, 4 Zoll breit und 1 Zoll dick und mit Deffnungen zum Anlageln an die Langschwellen versehen. Sie entsprachen anfänglich den Anforderungen, konnten aber bei größerer Fahrgeschwindigkeit, namentlich in gekrümmten Strecken, dem Verkehr keine sichere Führung bieten. Erst nachdem Benjam. Curr die gußeiserne Schiene mit einem Rand versehen hatte, war eine Besserung eingetreten, wenn auch gewisse Mängel immer wieder sich zeigten, bis Jessoff 1789 den Rand der Schiene abschaffte und sie bis über das Niveau der Straße erhob, dagegen die Räder der Wagen mit vorstehenden Spurrändern versehen, womit eine neue Aera in der Entwicklung des Spurnweges geschaffen war. Im Jahre 1800 wurde die gußeiserne, sogenannte Fischbauchschiene eingeführt; sie besaß eine solche Festigkeit, daß man die inzwischen in Gebrauch genommenen Steinwürfel als Unterlage entfernte und die hölzernen Querschwellen, die eine sichere und elastische Lagerung erhielt, wieder in Verwendung nahm. Die größte Verdollkommnung erfuhr jedoch die Schiene erst durch die Erfindung des Walzens. Der 23. Oktober 1820 ist der denkwürdige Tag, an welchem John Venn, Direktor der Hüttenwerke in Durham, ein Patent darauf erhielt. Diese gewaltige Schiene hatte einen flachen Kopf, auf den sich ein rechteckiger Steg ansetzte, besaß Fischbauchform und eine Länge von 18 Fuß. Die Bahn von Siodton nach Darlington, bekanntlich die erste mit Dampf betriebene Eisenbahn, welche dem öffentlichen Verkehr diente, erhielt 1825 solche Schienen, obwohl Stephenson, der Erbauer dieser Bahn, ein Patent auf anders gearbeitete Schienen hatte und letztere auch verwendet hätte, wenn sie ebenso gut gewesen wären. Die Form der Vennschen Schienen wies aber manche Mängel auf. Ein Sohn Stephenson's suchte die Mängel zu beheben, indem er Schienen mit einem symmetrischen Querschnitt konstruirte, doch lehrte die Erfahrung bald, daß derartige Schienen sich nicht bewährten. Bevor die Praxis ihr abschließendes Urtheil über die symmetrische Form dieser Schienen sprach, hatte schon Stephenson in Amerika deren Mängel erkannt; er ging auf die unsymmetrische Schiene zurück, indem er ihr eine breite Basis gab. Lange blieb sie ohne Beachtung; erst als Bignoles, der Chef der Ingenieurkammer in London, sie nach England brachte, wurde die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Von England

aus machte sie ihren Rundgang durch die Welt. Heute ist die Bignoles-Schiene die fast allein herrschende, nur das Material, aus dem sie anfangs gefertigt wurde, hat sich geändert. Man begann nämlich, die eisernen Schienen mit einem Kopf aus Stahl zu versehen, und bald folgten die Pub-belstahlschienen. Die Herstellung der Stahlschienen erreichte eine solche Vollkommenheit, daß eiserne Eisenbahnschienen nicht mehr erzeugt werden, zumal letztere erheblich billiger und besser sind.

Die schwarze und die weiße Hand.
Die Verurtheilung eines Leiters der „schwarzen Hand“ zu zehn Jahren Zuchthausstrafe, die dieser Tage in Paterson erfolgte, macht die aus Chicago gebildete Organisation der „Mano Bianca“, der „weißen Hand“, doppelt interessant. Die „Mano Bianca“ ist als ein Mittel zur Bekämpfung der „Mano Negra“, der schwarzen Hand gedacht, welche Expresstungen und sonstige Verbrechen unter den Italienern verübte. Die Existenz dieser aus verbrecherischen Tagebienen bestehenden Organisation tann nicht wohl bestritten werden, ebensovienig aber auch die Thatsache, daß ihre Mitglieder nur den Abfschaum unter den Italienern bilden, und daß es Unrecht wäre, wollte man den Rest der italienischen Einwanderung für die Unthaten jener verantwortlich halten. Die allermeisten Italiener sind ruhige, arbeitsame Leute, die sich ehrlich mühen vorwärtszukommen, und deren Kinder ganz gewis das Zeug haben, gute Bürger dieses Landes zu werden. Aber Jahrhunderter der Tyrannei und der Spionage, lange mit furchtbarer Erbitterung geführte Kämpfe um die Einmitleit des Landes, die die geheimen Gesellschaften zum besseren Schutz für Leben und Eigentum entfehen ließen, die dann aber ausarteten und zu Verbrecher-Organisationen wurden, haben Wirkungen erzeugt, die auch nicht auf einmal zu überkommen sind. Das Recht persönliche Rache zu üben, wird auch heute noch vielfach beanprucht, und für das Verbrechen der Verschönerung zum Zwecke der Erpressung fehlt vielen jebes Verständnis. Dazu kommt, daß Aberglaube und große Unwissenheit gerade der Ausübung dieses Verbrechens Vorschub leisten. Und die Bekämpfung dieser Verbrechen ist schwer. Schuld beweise sind schwierig zu sammeln, weil die Geschädigten sich vor der Rache der Räuber fürchten und die Verhaftung dieser ist gefährlich. Verfolgungen erweisen sich daher oft als nutzlos und bei dem nicht übergroßen Thätigkeitsdrange der Polizei hat sich die recht bedeutende Neigung herausgebildet, diese Art Vergehen auf sich beruhen zu lassen, wenn sie unter Italienern verübt werden, und andere Nationalitäten nicht betroffen werden. Eine Besserung dieser Zustände ist nicht wohl zu erhoffen, wenn die Italiener nicht selbst die Sache in die Hand nehmen. Sie müssen die Unthaten, die Verfolgung und das Beweismaterial liefern; deshalb ist die Organisation einer Gesellschaft wie die „Mano Bianca“ ein Schritt in der rechten Richtung — nur wäre es vielleicht besser, wenn dabei sowohl wie auch bei der späteren Thätigkeit die Mitwirkung der Behörden gesichert wird, sonst ist dem Mißbrauch der Macht Tür und Thor geöffnet.

(N. 3. Fr. 3.)
Mehrere der Pacific-Bahnen haben sich vereinigt, um einen Honeymoon Special zu schaffen, d. h. einen Zug speziell für Hochzeitsreisende, der von Chicago nach San Francisco fahren soll. Das nächste dürfte dann ein Divorce Special sein, und er möchte am Ende noch mehr Zuspruch finden.
Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher, als sie sind.

„Hinter'mmer-Sepp (dem seine Kuh beim Lesen zusieht): „Gelt, da schaußt, was i' alles tann!“

Pfarrer: „Aber Hiesler, wie oft hab' ich euch schon gesagt, Ihr sollt die Schiene nicht in der Stube lassen — das ist ungeeund!“
Hiesler: „D mei, Herr Pfarrer, döß net! Döß is schon zwoa Joahr — de Schwin' san aber ganz g'fund!“

Stolz.

